

FRANK HEIDEMANN

Ethnologie

Eine Einführung

UTB basics

Vandenhoeck & Ruprecht



Strukturalismus und Kognitionsethnologie

| 6

Émile Durkheim und Marcel Mauss – Die totalen sozialen Tatsachen

| 6.1

Nachdem bisher die US-amerikanische Schule von Boas und die britische Schule von Malinowski und Radcliffe-Brown vorgestellt wurden, folgt nun die Entwicklung in Frankreich. Wenn am Ende dieses Kapitels auf die Kognitionsethnologie eingegangen wird, so wird das bisher bevorzugte Schema, ethnologische Richtungen nach Ländern vorzustellen, aufgebrochen, da dieser Zweig der Ethnologie zwar in die strukturalistische Theorielandschaft passt, jedoch in den USA entwickelt wurde. Beginnen wir mit der französischen Schule, deren Anfang mit den Schriften von Émile Durkheim (1858–1917) in den 1890er Jahren etwa zeitgleich mit dem Werk von Boas datiert werden kann. Durkheims Einfluss auf die amerikanischen und britischen Intellektuellen ist immens. Fälschlicherweise wird er oft als Evolutionist bezeichnet, da er von frühen religiösen Formen sprach, aus denen sich dann moderne Religionen entwickelt haben. Seine Theorie geht jedoch von völlig anderen Prämissen aus, die den Gedanken der Evolution und des Diffusionismus fundamental widersprechen.

Nach Durkheim kann Soziales nur durch Soziales erklärt werden. Gesellschaften schaffen sich selbst, denn ihre Institutionen sind auf den eigenen Kontext bezogen. Religion ist der Ausdruck von kollektiven Vorstellungen und somit feiert eine Gesellschaft sich selbst im Ritual. Veränderungen beziehen sich immer auf den Kontext, aus dem sie entstehen. Somit kann die französische Schule als erste „reine Sozialwissenschaft“ bezeichnet werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte Lévi-Strauss die strukturale Ethnologie, die sich weiter von Durkheims Lehre entfernte als der Strukturfunktionalismus von Radcliffe-Brown.

Theorie

Gesellschaft geht
gesellschaftlichem
Handeln voraus

Der Einfluss von Durkheim auf die britische Schule ist offensichtlich. Nach seiner Lehre konnte man sich die Gesellschaft und ihre Institutionen in Analogie zu einem Körper vorstellen, dessen einzelne Organe für das Funktionieren der Gesamtheit eine spezifische Funktion haben und nur durch diese – stets bezogen auf das Ganze – erklärt werden können. Das Ganze geht dem Einzelnen voraus und bestimmt seine Funktion und seine Form. Das Zusammenleben der Menschen erfolgt auf der Basis von Regeln, sozialen Zwängen und internalisierten Vorstellungen, die unabhängig vom Individuum sind. An dieser Stelle unterscheidet sich Durkheim von Malinowskis Grundbedürfnistheorie und fordert eine strikte Trennung der individuellen Psyche und der Konsequenzen aus Erbanlagen von den sozialen Tatsachen. Die Mythen der Menschen, ihre Klanordnung und territorialen Orientierungen, die Arbeitsteilung der Geschlechter und die Verortung des Heiligen und des Profanen hängen zusammen, doch sie sind nicht biologisch und nicht individualpsychisch zu erklären. Sie gliedern die Gesellschaft. Aus ihnen resultieren allgemeingültige moralische Verpflichtungen, totale soziale Tatsachen, die man objektiv mit naturwissenschaftlicher Gründlichkeit untersuchen kann.

Die Gesellschaft erklärt
sich selbst durch die
Religion

Sein Hauptwerk *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* (2005 [1912]) basiert auf ethnographischen Beschreibungen der Aranda, zentralaustralischer Aborigines, vor allem auf ihren Mythen und ihrem Klansystem. Aus diesem Material, das Durkheim als Zeugnis einer frühen Religion ansetzt, entwickelt er eine allgemeine, universale Theorie des Religiösen. In jeder Gesellschaft wird zwischen den Sphären des Heiligen und des Profanen unterschieden, das Heilige ist Ausdruck der gesellschaftlichen Werte, und im Ritual werden Regeln und Ideen vermittelt. Die Religion ist also nicht, wie bei Frazer, eine intellektuelle Erklärung der Welt, sondern sie erklärt die Gesellschaft. Genauer: Die Gesellschaft erklärt sich selbst durch die Religion. Weder Gott noch der Verstand, sondern die Gesellschaft spricht im Kult zu ihren Mitgliedern. Die Religion hat die Funktion, die kollektiven Vorstellungen, die sich in einer Gesellschaft entwickelt haben, zu vermitteln – heute würde man sagen, zu internalisieren, in den Geist und in den Körper ihrer Mitglieder „einzuschreiben“. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass hier

nicht Regeln, sondern Kategorien und Wertideen vermittelt werden. Die religiöse Performanz zielt also nicht auf die normative, sondern auf die ideelle Ebene. Dies ist nach Durkheim allen Gesellschaften gemeinsam. Somit sind die Aranda kein „Fenster in die Vergangenheit“, sondern liefern dank ihrer klaren Struktur ein Modell, das für die moderne Gesellschaft gleichermaßen gilt. Mit dieser Ausrichtung auf die universalen Muster, die sich nicht evolutionär verändern, war der Grundstein für die französische Schule gelegt.

Émile Durkheim stammt aus einer orthodoxen Rabbinerfamilie in Lothringen, wurde zunächst Gymnasiallehrer, bekleidete den ersten soziologischen Lehrstuhl in Frankreich an der Universität in Bordeaux und kam erst 1902 nach Paris an die Sorbonne, zunächst als Lehrbeauftragter und ab 1906 als Professor.

Durkheims Lebensweg
und seine Schüler

Er gilt als Vater der Soziologie in Frankreich und international als Begründer der Religionssoziologie. Die bahnbrechende Erkenntnis, mit deren Folgen auch die heutigen Diskussionen ringen, ist die Verankerung des Denkens in der jeweiligen Gesellschaft, die somit einen Vergleich, den Durkheim forderte, erschwert. Wie können wir die Grundlagen des Denkens verstehen, ohne stets auf unsere eigenen zurückzugreifen? Beeinflusst von seiner Lehre sind auch Arnold van Gennep, der bis heute viel zitierte Konstrukteur der dreiphasigen Übergangsrituale, die in jeder Gesellschaft zu jeder Zeit dem gleichen Plan folgen (siehe Kapitel: Religionsethnologie), und Maurice Halbwachs, dessen Überlegungen zum kollektiven Gedächtnis einen breiten Diskussionsstrang in den Kultur- und Sozialwissenschaften der 1980er und 1990er Jahre beflügelten. Zu seinen Schülern im engeren Sinn zählen sein Neffe Marcel Mauss und Robert Hertz (1881–1915), der Entdecker der universalen Rechts/Links-Ordnung als duales Prinzip, das auch auf den Körper bezogen wird.

Die Gabe (1990 [1925]) ist das bedeutendste Werk von Marcel Mauss (1872–1950), an dem sich die Grundlagen von Durkheims Soziologie gut illustrieren lassen. Es basiert auf den damals verfügbaren Ethnographien und der Idee der totalen sozialen Tatsachen. Wenn die feldforschenden Ethnologen Gold- und Diamantengräber waren, dann ist Mauss der Goldschmied und Edelsteinschleifer, der aus dem Rohmaterial eines der besten Stücke für den ethnologischen Familienschmuck geschaffen

Gabentausch basiert auf
den Schritten: Geben,
Nehmen, Erwidern

hat. Als zentrale Quellen nutzt Mauss das *kula*-Tauschsystem nach Malinowski und die Beschreibungen von Boas zum *potlach*, ein an der Nordwestküste der USA bei den Kwakiutl dokumentiertes Gabensystem, bei dem durch aufwendige Geschenke an Kollektive der Status der eigenen Gruppe erhöht wird. Der Grundgedanke beinhaltet zwei Aspekte: Eine Gabe unterliegt in allen Gesellschaften den gleichen Grundprinzipien und erstreckt sich auf nahezu alle Bereiche. Zunächst sind drei Schritte zu nennen, denn eine Gabe muss (1) gegeben, (2) angenommen und (3) erwidert werden. Sie ist in die Vergangenheit und in die Zukunft gerichtet, sie hat keinen Anfang und kein Ende. Damit hat Mauss das Prozesshafte, das in heutigen Diskussionen betont wird, schon implizit in die Gabe eingeschrieben. Zweitens beziehen sich Gaben nicht nur auf Dinge, sondern auch auf Dienstleistungen, auf die Verwandtschaft (Braut als Gabe), auf Einladungen und auf den Gruß. Die Gabe ist somit ein „totales soziales Phänomen“, dessen Funktion dem Erhalt der Totalität, der Gesellschaft, diemt. Mauss' Werk legt die Grundlagen für die komplexe Gabentheorie, mit der sich die Ethnologie erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts intensiver beschäftigt hat.

kula und *potlach* als Gabentausch

Die Gabe illustriert das überindividuelle Gesellschaftsmodell von Durkheim auch für den in Europa verhafteten Leser deshalb so gut, weil es leicht nachzuvollziehen ist, dass man einerseits „freiwillig gibt“, andererseits ein gesellschaftlicher Zwang verspürt wird. Wenn man eine Dienstleistung oder ein Geschenk nicht erwidern will, so muss man die Annahme verweigern. Wer eine Erwidderung will, muss zunächst geben. Malinowski hatte im *kula* bereits zwischen Eröffnungs- und Erwidrungsgaben unterschieden. Im *potlach* muss die Erwidderung die erhaltene Gabe übertreffen und verweist so auf das System der totalen Tatsachen, deren Charakter R. Benedict als „dionysisch“ bezeichnete.

Fazit

Gaben bilden teilautonome Systeme, die jeweils mit anderen Teilbereichen verwoben sind. Die soziale Kraft, die hier wirksam wird, fußt nicht in dem „Ding an sich“ oder in der „Dienstleistung“, die zur Gabe wird, und auch – um sie ein letztes Mal zu

betonen – nicht in der Biologie oder der Psyche des Individuums, sondern in der Gesellschaft selbst. Mauss hat dies soziologisch und historisch vergleichend anhand von Materialien aus dem alten Indien, dem antiken Griechenland und aus dem germanischen Recht belegt. Der Essay der vergleichenden Soziologie, der als Erkenntnisziel die kulturelle Sinnstiftung beinhaltet, wurde daher im Nachwort von Henning Ritter zu Recht als die „ethnologische Wende“ bezeichnet.

Claude Lévi-Strauss und die Welt der Kategorien

Lebensweg

Claude Lévi-Strauss (1908–2009) kannte die frühe französische soziologische Schule aus seinem Studium der Rechtswissenschaften in Paris. Er hatte auch Kontakt zu den von Durkheim inspirierten Intellektuellen und erhielt durch ihre Vermittlung eine Professur für Soziologie an der Universität von Sao Paulo (1934–37). Dort soll er durch die Lektüre von Lowies *Primitive Society* zur Ethnologie gekommen sein. In den vorlesungsfreien Zeiten führte er Feldforschungen in Brasilien, vor allem im Mato Grosso bei den Bororo und bei den Nambikwara, durch. Später hat er sich selbstkritisch zu seinen empirischen Forschungen geäußert, er litt unter den Unwegsamkeiten des Dschungels und gab nie vor, eine persönliche Nähe zu den Indianern entwickelt zu haben. Robert Lowie verhalf ihm 1941 zu einem Gastaufenthalt in New York an der New School for Social Research, wo er die Größen der nordamerikanischen Ethnologie kennenlernte. Unter ihnen waren Alfred Kroeber, Margaret Mead, Ruth Benedict und auch Franz Boas. (Als Boas während eines gemeinsamen Essens im Kreis seiner Kollegen plötzlich verstarb, war auch Lévi-Strauss unter den Gästen.) Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte Lévi-Strauss nach Paris zurück, bekleidete mehrere Positionen, u. a. war er 1953–1960 Generalsekretär des International Council of Social Sciences, und wurde 1959 auf den Lehrstuhl für Sozialanthropologie am Collège de France berufen, an dem er bis zu seiner Emeritierung 1982 forschte. (Reinhardt 2008)

Stärker als von der Soziologie Durkheims wurde Lévi-Strauss von der strukturalen Linguistik beeinflusst. In New York hatte er

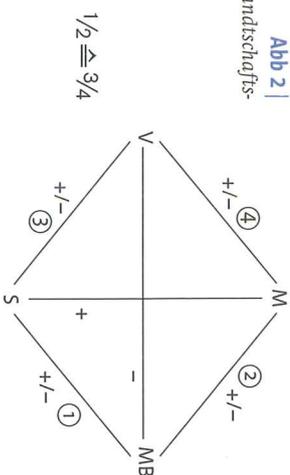
Einfluss der Sprachwissenschaften

Roman Jakobson (1896–1982) kennengelernt und seine (und F. de Saussures) grundlegenden Theorien aus der Sprachwissenschaft auf die Untersuchung von Kultur übertragen. Die erste Einsicht ist, dass die Sprache ein auf sich bezogenes System bildet und wir zwischen der Welt der Dinge, den Signifikaten, und der Welt der Worte, den Signifikanten, unterscheiden müssen. Der Klang des Wortes „Buch“ hat an sich nichts mit dem Ding „Buch“ zu tun, das Sie in der Hand halten. Dasselbe Ding würde in anderen Sprachen mit einem anderen Wortklang assoziiert. Die Bedeutungen, die wir Dingen zuschreiben, existieren ebenso unabhängig von den Dingen wie die Sprache. Die strukturelle Linguistik rückte von der historischen (diachronen) Erklärung von Sprache ab und erklärte sie synchron als ein logisches System, zerlegte Sprache in ihre kleinsten Einheiten, in Phoneme, und untersuchte die Beziehungen der Phoneme zueinander. Unterschieden wurde zwischen der gesprochenen Sprache, *parole*, und der Sprache als System, *langue*. Lévi-Strauss interessierte sich für Kultur als Zeichensystem und suchte nach den kleinsten Einheiten. Das verblüffende Ergebnis war, dass diese Einheiten durch *Notwendige Beziehungen* (Oppitz 1975) miteinander verbunden waren.

Das Verwandtschaftsatom als Beispiel für notwendige Beziehungen

Das Verwandtschaftsatom als kleinstmögliche gesellschaftliche Einheit kann dies illustrieren. Lévi-Strauss wählt vier Positionen innerhalb einer Familie aus, die die wichtigsten Relationen beinhalten, nennen wir sie der Einfachheit halber Vater, Mutter, Kind und den Mutterbruder. Da die Beziehung von Mutter und Kind empirisch immer positiv und die von Vater und Mutterbruder (also Brautnehmer und Brautgeber) immer negativ ist, ergeben sich vier variable Relationen: Vater – Kind,

Das Verwandtschaftsatom



Ehemann – Ehefrau, Bruder – Schwester (also Mutter und Mutterbruder) und Kind – Mutterbruder. Das Kind ist hier männlich, somit steht der Mutterbruder in vielen Gesellschaften als potentieller Brautgeber für den jungen Mann und ist zugleich in einer spezifischen Verantwortung, die

Radcliffe-Brown schon in seinem Aufsatz zum Mutterbruder dargelegt hat. Nun untersucht Lévi-Strauss auf der Basis der ethnographischen Literatur die Systeme der Haltung der einzelnen Kategorien zueinander und findet nur vier (im erweiterten Sinn sechs) Variationen, obwohl 16 Möglichkeiten denkbar sind. Er kann sie aufgrund der Ausgeglichenheit der Beziehungen im Verwandtschaftsatom in Relation zueinander setzen: Die Beziehung von Onkel und Nefte verhält sich zu der von Bruder und Schwester wie die von Vater und Sohn zu Mann und Frau (Platenkamp 2007: 300).

Michael Oppitz (1975: 108–15) hat darauf hingewiesen, dass sich in den nachweisbaren Varianten stets equilibrierte Dreiecke zeigen. Bei beliebig gewählten drei Personen ergibt sich ein Beziehungsdreieck, dessen Summe der Haltungen positiv ist, wobei zwei negative Relationen zusammen positiv wirken. Mit derselben Logik ist augenscheinlich nicht nur die Dramaturgie im Spielfilmen angelegt, sondern auch die Weltpolitik geordnet. Die von den USA nach Beginn des Irakkriegs geforderte „Allianz der Willigen“ – ein Aufruf zur Beteiligung an den Kriegshandlungen im Nahen Osten an der Seite der USA – ging davon aus, dass ein beliebiges Land, dessen Beziehung zum Irak positiv oder indifferent ist, nur negativ zur USA eingestellt sein kann. Da sich Deutschland nicht an diesem Krieg beteiligt hat, könnte man die These der equilibrierten Dreiecksbeziehungen als widerlegt betrachten, doch es geht im Strukturalismus nicht um die Praxis. Wichtig ist vielmehr das Modell, das ungeachtet der Gegenbelege explizit formuliert wird und zudem Wirkkraft entfaltet.

Das Verwandtschaftsatom zeigt einige Prinzipien der strukturellen Arbeitsweise und auch ihre Probleme. Zunächst muss im Verwandtschaftsatom das System der Haltung grundsätzlich vom Verhalten unterschieden werden. In Deutschland gilt beispielsweise die Kategorie der Schwiegermutter als schwierig, denn sie leidet unter dem Verlust des eigenen Kindes und übt soziale Kontrolle aus. Ein Onkel hingegen, immer als Kategorie (1) verstanden, kontrolliert nicht, er ist wohlwollend, vielleicht sogar ein Erbonkel. Unabhängig davon, wie sich im eigenen Erfahrungshorizont das Verhältnis zur Schwiegermutter und zum Onkel verhält, verstehen wir einen sogenannten Schwiegermutterwitz oder die Dramaturgie eines Familiedramas, weil wir die

Equilibrierte Dreiecke als Modell für soziale Beziehungen

Soziale Beziehungen versus Kategorien

Kategorien kennen. Nun sind Kategorien empirisch nur schwer nachweisbar und empirische Fallbeispiele, mit denen auch das Verwandtschaftsatom widerlegt werden sollte, wurden von Lévi-Strauss zurückgewiesen, da es sich aus seiner Sicht lediglich um Einzelfälle handelt. Die Behauptung, die jedoch hinter dem Verwandtschaftsatom steht, lautet, dass die sozial geschaffenen Kategorien nicht in zufälligen, sondern in logischen Beziehungen zueinander stehen.

6.3 | Die Thesen des Strukturalismus

Fazit

Die strukturelle Theorie geht davon aus, dass die Kategorien, in denen wir denken, (1) nicht aus bezeichneten Dingen direkt abzuleiten sind, (2) in logischen Beziehungen zueinander stehen, (3) von den Mitgliedern einer Gesellschaft geteilt werden, (4) direkt unser Denken und somit indirekt auch unser Handeln bestimmen, obwohl sie (5) uns nicht notwendigerweise bewusst sind und (6) letztlich als Produkte des menschlichen Geistes (7) einer universalen Logik unterliegen.

Beispiel

Verwandtschaftstaxonomie geht dem Handeln voraus

Ich möchte diese Punkte am Beispiel eines südindischen Verwandtschaftssystems illustrieren. (1) Im Unterschied zu unserer eigenen Taxonomie unterscheiden Tamilen zwischen älteren Brüdern und jüngeren Brüdern, und als Brüder zählen auch die Söhne von Vaters Bruder. (2) Auch die Brüder des Vaters werden mit unterschiedlichen Begriffen bezeichnet, die älteren als „großer Vater“, die jüngeren als „kleiner Vater“. (3) Diese Unterscheidungen sind allen Tamilen bekannt und (4) haben Rückwirkungen auf das beobachtbare Verhalten. Die Wahrnehmung der sozialen Welt wird nur innerhalb gewisser Grenzen reflektiert (5), die Pflichten eines älteren Bruders werden normativ kaum hinterfragt. Diese Ordnung ist nicht primär als Ergebnis eines gesellschaftlichen Prozesses zu verstehen, wie es Durkheim vorschlägt, sondern (6) als das Resultat des menschlichen Geistes.

Die Grundzüge dieses Systems sind weltweit ethnographisch belegt und wurden von Morgan (1871) als „Inkosen-System“ bezeichnet (7). Nur was Menschen denken können, findet Eingang in die sozialen Handlungen. Nur was logisch ist und einer Struktur entspricht, setzt sich durch. Der Kopf geht dem Denken und somit auch der Tat voraus.

Die Strukturmodelle reichen jedoch über die einzelnen Bereiche hinaus. In den meisten Gesellschaften gilt, dass man die „Eigene“ nicht heiratet (es wäre Inzest), sondern nur die „Schwiegerkategorie“ und auch nicht die „Fremden“ (es gibt viele Varianten der Apartheid). Diese Ordnung von Nähe und Ferne kann auch in die Geschäftswelt übertragen werden, denn man verhandelt weder in der Familie noch mit Unbekannten, die man nicht einschätzen kann. In überragender Form gilt dieses Ordnungsprinzip auch für den Speiseplan. Man isst in Deutschland keine Scholftiere, sondern nur Farmtiere und artverwandte Tiere des Waldes, jedoch keine Schlangen oder Insekten. Aus der Sicht der Strukturalisten eröffnet sich eine überwältigende Ordnung hinter den Dingen und impliziert ein Menschenbild, das nicht so recht in unseren Zeitgeist passen will. Das Individuum ist gefangen in den Kategorien seiner Gesellschaft.

Hier wird überdeutlich, dass Strukturen, so wie Lévi-Strauss sie versteht, nicht beobachtbar sind. Radcliffe-Brown wies in Korrespondenz mit seinem französischen Kollegen darauf hin, dass man bei einer Muschel die Struktur in Form von spiralförmig auf ein Zentrum zulaufenden Linien sehen könne. Ebenso könne man soziale Strukturen beobachten, sie seien existent. Für Lévi-Strauss hingegen ist bei der Muschel lediglich eine Form sichtbar, deren Linienerlauf, also Struktur, mittels einer mathematischen Formel ausgedrückt werden könne. Im Strukturalismus sind Strukturen nur als Modelle *denkbar*, im Strukturfunktionalismus sind sie hingegen *real* wie die Muschel. Diese Debatte, auch als Naturalismusstreit bekannt, verdeutlicht, dass nach Radcliffe-Brown Menschen Strukturen schaffen, und nach Lévi-Strauss sind die Akteure bestenfalls der Strukturen „bedienen“ bzw. diese in die unbewussteste Logik des menschlichen Geistes bereits eingeschrieben sind.

Strukturmodelle existieren in allen Bereichen

Naturalismusstreit

Einer der häufigsten Vorwürfe an die strukturelle Ethnologie betrifft die Ausblendung von Geschichte. Wo Historiker Veränderungen durch handelnde Menschen sehen, da erkennt der Strukturalist nur Transformationen von Strukturen. Grundordnungen bleiben unverändert, die Inhalte sind austauschbar. Ein zweiter Vorwurf betrifft die Hervorhebung der klassifikatorischen Ebene unter Vernachlässigung der erfahrbaren Welt. Wenn jemand einen Fremden heiratet und mit der eigenen Familie Geschäfte macht, so findet dies im Strukturmodell keine Erwähnung. Aus strukturalistischer Sicht beständigen Regelbrüche, sofern sie erkannt und benannt werden, nur die Regel. Für Lévi-Strauss ist die emische Sicht zwar der Ausgangspunkt seiner Analysen, doch letztlich ein Mittel zum Zweck. Ein schwerwiegender Einwand hingegen ist die Reduktion von Komplexität auf einfache „Vorzeichen“. Es ist in der Tat problematisch, die Haltung von Bruder zu Schwester als „positiv“ oder „negativ“ zu klassifizieren, da sie vom Kontext und den Altersstufen abhängig ist. Weltumfassende Modelle, die eine kleine Gesellschaft mit einer anderen auf der anderen Seite des Globus vergleichen, werden heute vermieden. Stattdessen orientieren sich die wenigen jüngeren Untersuchungen (vgl. Platenkamp 2007: 304) an den Ordnungsmodellen innerhalb überschaubarer Gesellschaften. Heute wird zudem aus guten erkenntnistheoretischen Gründen vermieden, die Forschungsergebnisse im Stil von Lévi-Strauss als absolute Wahrheiten zu präsentieren und dabei den Weg zur Erkenntnis auszublenken. Es bleibt jedoch die Einsicht, dass die Kategorien, mit denen wir denken, in sinnvollen Beziehungen zueinander stehen.

6.4 | Die Kognitionsethnologie

Übersicht

Die Kognitionsethnologie, auch Ethnoscience genannt, entstand in den USA in den 1950er und 1960er Jahren und suchte wie der Strukturalismus – nach den Ordnungssystemen „hinter“ den Phänomenen. Methodisch wurde das Pferd jedoch von einer anderen Seite aufgezäumt, man suchte nach den kogniti-

ven Mustern in den jeweiligen Gesellschaften und nicht nach den universalen Strukturen. In einem zweiten Schritt erhoffte man, Allgemeines über die menschliche Kognition sagen zu können (Reimann 1998). Somit steht die kognitive Ethnologie in der Nähe der Neuro- und Kognitionsforschung, die sich mit den biochemischen Prozessen des Erkennens, Erinnerns und Verstehens beschäftigt. Sie geht davon aus, dass die Denkfähigkeit und der Wissenserwerb überall nach ähnlichen Mustern verlaufen, doch um diese zu erkennen, braucht man Einzelstudien.

Ward H. Goodenough, einer der prominenten Vertreter der Kognitionsethnologie, definierte als Bestandteile von Kultur das, was man wissen oder glauben muss, um sich so zu verhalten, wie es in der jeweiligen Gesellschaft erwartet wird. Kultur besteht also aus Wissen und basiert auf kognitiven Prozessen, die sich im Menschen, im Kopf oder im Geist, abspielen. Dies entspricht nicht dem Erkenntnisinteresse von Lévi-Strauss, denn ihm interessierte nicht die *konkrete* Realität (die pragmatische Ebene; die empirischen Daten) und auch nicht die mentalen Prozesse, sondern die *wirkliche* Realität, mit der er die Strukturen meinte, die außerhalb des Menschen existieren. (Amborn 1998: 307)

Beispiel

Hanunóo Color Classification (Conklin 1955) ist ein früher Klassiker der kognitiven Ethnologie, der die kulturspezifische Umsetzung einer biologisch universalen Fähigkeit aufzeigt. Harold C. Conklin weist zunächst darauf hin, dass es sich in unserem eigenen Klassifikationssystem bei „schwarz“ im technischen Sinn um keine Farbe, sondern um ihre Abwesenheit, und bei „weiß“ um die Anwesenheit aller Farben gleichzeitig handelt. Bei seiner ethnobotanischen Arbeit auf den Philippinen ist er bei den Hanunóo auf Farbzeichnungen gestoßen, deren Systematik nicht dem westlichen Farbspektrum entspricht. Ein allgemeiner Konsens besteht bei seinen Interviewpartnern über vier Begriffe, die man als „hell“, „dunkel“, „rötlich“ und „grünlich“ übersetzen könnte. Auf einer zweiten Ordnungsebene notiert

Konkrete Realität versus
wahre Realität

Hanunóo unter-
scheiden hell und
dunkel, rötlich und
grünlich

Conklin Hunderte Farbzeichnungen, deren Farbskalen sich oft überlappen, und zu denen unter den Hanunó kein Konsens besteht. Im Sinne der Sapir-Whorf-Hypothese wird von einer Wahrnehmung aufgrund des Klassifikationsmusters ausgegangen. Wenn auch seit dem Erscheinen dieses Artikels ein halbes Jahrhundert vergangen ist, so stehen wir immer noch vor dem Problem, dass wir stets über unsere inneren Farben und Bilder sprechen und dabei auf äußere verweisen. Spätere Versuche haben suggeriert, dass das Sehvermögen kulturunabhängig ist, wir jedoch die „Nähe“ der Farben zueinander aufgrund unserer eigenen Farbbenennung beurteilen.

Taxonomien

Ein breites Arbeitsfeld der Kognitionsethologen bildeten die Taxonomien. So wie wir unter dem Begriff „Möbel“ die Klassen der „Sitzgelegenheiten“, „Tische“, „Schränke“ etc. haben, und die Sitzgelegenheiten in „Sofa“, „Sessel“ und „Stuhl“ ordnen, und Letzgenannten wiederum in „Schreibtischstühle“, „Kinderstühle“ etc. unterteilen, so liegt in jeder Gesellschaft zu nahezu jedem Bereich eine entsprechende Taxonomie vor: Viele Mythen wurden erst verständlich, nachdem man erkannte, dass man Tiere nicht notwendigerweise nach den Evolutionslinien, sondern auch nach ihrem Habitat oder nach ihren Ernährungsformen unterscheiden kann. So mag es sinnvoll sein, die Tiere des Wassers von denen der Erde und denen der Luft zu unterscheiden, unabhängig davon, ob es sich um Säugtiere oder Reptilien handelt. Es macht auch Sinn, Raubtiere von Aasfressern und von Pflanzenfressern zu unterscheiden, die dann den Ausgangspunkt für eine taxonomische Ordnung bilden. Nahezu jeder erfahrbare Bereich folgt einer kognitiven Ordnung: Landschaften, Pflanzen, Jahreszeiten und Speisen werden nicht durch eine reine Aufzählung von Begriffen, sondern durch über- und untergeordnete Termini benannt. Oppositionspaare finden sich in nahezu allen Bereichen der Kognition. Ortsangaben werden in Bergregionen oft nicht mit Himmelsrichtungen, sondern mit relativer Höhe gemacht und mit „oberhalb“ und „unterhalb“ bezeichnet. Wer jedoch in einer Stadt einen Passanten nach einer Wegbeschreibung fragt, wird eine vom Individuum geprägte Antwort bekommen. Diese Erfahrung wurde ungezählte Male

von Standup Comedians aufgegriffen, um Städte oder Personengruppen in stereotyper Form zu charakterisieren.

Hier setzt die Kritik an der Kognitionsethologie an. Gibt es wirklich die von allen geteilten Ordnungsmuster oder existieren in Gesellschaften unzählbare Orientierungsformen? Als Reaktion auf diesen Einwand orientierte man sich stärker am Individuum. Ging man früher vom Wissenssystem analog zur *langue* aus, so untersucht man heute die Anwendung von Wissen analog zu *parole*, auch ausgedrückt im Wortspiel *taxonomy* anstatt *taxonomy*. Das Wissen wird nicht mehr vorzugsweise im Vokabular, sondern in der Performanz gesucht. Es geht auch um implizites und verkörpertes Wissen, das sich in Fähigkeiten wie Fahrradfahren, aber auch in subtilen kognitiven Prozessen zeigt, etwa wenn man den Reifegrad einer Frucht durch Geruch, Farbe und mittels eines tastenden Griffs erkennt. So hat die Kognitionsethologie zwar viele partikuläre Erkenntnisse geliefert, doch sind wir von einer generalisierenden Wissenschaft des kulturellen Wissens weit entfernt.

Fazit

In den 1970er Jahren galten viele Ansätze als obsolet, ohne dass sie jedoch in Vergessenheit geraten wären. Es ist zwar ein Faktum, dass Kultur bestimmte Funktionen erfüllt, doch man kann sie weder auf diesen Aspekt reduzieren, noch durch ihn erklären. Kultur trägt zur Befriedigung der Grundbedürfnisse bei, doch kann die Biologie nicht kulturfrei erklärt werden, da wir unsere „Natur“ stets im Licht unserer Werte beschreiben. Kultur weist zweifelsohne Institutionen auf, die dem Gesellschaftserhalt dienen, doch zeigen sich andere Einrichtungen als destruktiv. Die Frage, wie wir nun bewerten, ob etwas zerstörerisch ist oder nicht, kann wiederum nur kulturgebunden beurteilt werden, denn „Erneuerung“ und „Fortschritt“ hat immer eine destruktive Komponente. Dies lehrt uns der Kulturrelativismus, doch er erklärt es nicht. Auch innerhalb von Gesellschaften bleibt unstritten, was nun als „positiv“ oder als „negativ“ zu bewerten ist; diese Erfahrung machten auch die Aktionsethologen. Eine einfache Reduktion auf eindeutige Vorzeichen war einer der Kritikpunkte am Strukturalismus, doch seine Erkennt-

nis zur geordneten Erfahrung bleibt stehen. Und dass Wissen immer auf Kognition beruht, der man mit Taxonomien auf die Schliche kommen kann, zählt ebenfalls zu den wichtigen Erkenntnissen, die an ihre eigenen Grenzen gestoßen sind.

Ausblick

Nach dem ersten Jahrhundert der institutionalisierten Ethnologie entsteht großer Zweifel an jeder großen und umfassenden Theorie. Wir sind an dem Punkt angekommen, der als Krise der Ethnologie bezeichnet wird. Ich bin eher geneigt, ihn als Wendepunkt zu bezeichnen, als einen Neubeginn, der mit den Begriffen „Postmoderne“, „Poststrukturalismus“ und „Postkolonialismus“ verbunden ist. Es besteht zwar eine große Uneinigkeit darüber, was sich hinter den Begriffen genau verbirgt, doch das hat auch Vorteile. Wir lernen aus der Betrachtung der eigenen Theoriegeschichte, dass immer eine Pluralität von Bedeutungszuschreibungen vorliegt. Wie im gesellschaftlichen Prozess außerhalb der Wissenschaft, so werden auch in ihr stets alte Deutungsangebote durch neue Entwürfe ersetzt. Von diesen neuen Entwicklungen handeln die folgenden beiden Kapitel.

Fragen

- 1 Was versteht man unter totalen sozialen Tatsachen?
- 2 Welche Funktion hat nach Durkheim die Religion?
- 3 Welche Schritte müssen nach Mauss erfolgen, um eine Gabe zu vervollständigen?
- 4 Was soll das Verwandtschaftsatom in Hinblick auf Norm und Verhalten erklären?
- 5 Welche Behauptung kann als zentrale These des Strukturalismus aus dem Verwandtschaftsatom abgeleitet werden?
- 6 Warum sind Strukturen nach Lévi-Strauss nicht beobachtbar?
- 7 Welche Kritik wurde am Strukturalismus geübt?
- 8 Was untersucht die Kognitionsethnologie?
- 9 Worauf richtet sich die Kritik an der Kognitionsethnologie?

Antworten

- 1 Totale soziale Tatsachen sind objektiv gegebene moralische Verpflichtungen, die auch dem Systemerhalt der Gesellschaft dienen.
- 2 Die Religion vermittelt einer Gesellschaft ihre Werte, kollektive Vorstellungen und Moralität.
- 3 Nach Mauss unterliegt die Gabe in allen Gesellschaften den drei Schritten (1) Geben, (2) Annehmen und (3) Erwidern, da Gaben in den gesellschaftlichen Prozess eingebunden, also prozesshaft sind.
- 4 Das Verwandtschaftsatom erklärt die Systeme der Haltung der Familienmitglieder (die hier auf vier Kategorien reduziert sind) zueinander, also die normative Erwartungshaltung einer Beziehung zwischen zwei Personen. Explizit ist damit nicht das tatsächliche Verhalten gemeint, sondern die Erwartung, mit der man die Handlung beurteilt.
- 5 Das Verwandtschaftsatom illustriert die These, dass die Kategorien, mit denen Menschen denken, nicht in zufälligen, sondern in geordneten, notwendigen Beziehungen zueinander stehen.
- 6 Strukturen sind Abstraktionen, die die Beziehungen von Kategorien (nicht konkreten Dingen) beschreiben und daher – etwa wie die Grammatik einer Sprache – nicht sichtbar.
- 7 Dem Strukturalismus wurde vorgeworfen, die Geschichte auszublenden, die Handlungsmacht der Akteure und die gesamte Empirie zu vernachlässigen. Stattdessen wurde die Realität auf der klassifikatorischen Ebene gesucht. Ein weiterer Vorwurf lautet, dass in den Strukturmodellen die Komplexität von Realität zu stark reduziert wird.
- 8 Die Kognitionsethnologie untersucht die Ordnungssysteme, mit denen sich Menschen orientieren. Bevorzugt wurden früher sprachliche Taxonomien und explizit nicht das beobachtbare Verhalten. Später wurden auch individuelle Orientierungssysteme untersucht.
- 9 Die Kritiker fordern die Beachtung der (1) außerlinguistischen und (2) individuellen Ordnungssysteme oder stellen die Existenz von überindividuellen Ordnungssystemen grundsätzlich in Frage.